

Vom einen Höheweg zum andern : Eindrücke von der Weltausstellung in New York

Autor(en): **Hauser**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **30 (1940)**

Heft 35

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647747>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vom EINEN Höheweg zum ANDERN

Eindrücke von der Weltausstellung in New York

Es war im letzten Jahr, als ich mitten aus dem frohen Treiben unserer einzigartigen Landesausstellung wegzog, um die Weltausstellung in New York zu besuchen. Viele meiner Reiseerinnerungen sind inzwischen durch die Geschehnisse unserer Sprengstoffreichen Zeit berührt. Le Havre mit den modernsten Hafenanlagen liegt zertrümmert da, die stolze „Normandie“ ist an fremdem Dock vor Anker und die „Le de France“ geht ihren Kurs unter dem Kommando seiner Kaperer. Es waren Feste, als diese Schiffe seiner Zeit champagnerübertünkt von Stapel gingen. Ich denke, es würden wieder Feste, wenn diese tonnangebemessenen Körper sanken. Wenn es auch Friedensschiffe sind.

Zu ihrer Zeit enttäuschten diese Schiffe; weil Salon sich an Salon reiht; weil es Salon dampfer sind. Mit ornamentüberladenen Bändern, Friesen. Die blattgold-bedeckten Flächen sind Gemälde, die Gußgeranien mit Rosen und Dornen bilden die Geländer. Deswegen sind es Luxusdampfer. Gongschläge riefen gestern zum „Dîner de Gala“, heute rufen sie zum „Captain dîner“ und abermals zur „grande soirée de danse“; denn es sind Vergnügungsdampfer. Ein Leben im Zeichen der Lebensfreude, der Lebensfucht.

Heute allerdings ist es armierte, härteste Sachlichkeit, die den Schiffen Silhouette und Gepräge geben. Nüchterne Mannschaftsräume mit unmaskeierten Säulenordnungen. Die vielen Nieten sind Hauptdekorum ihrer Kapitale. Die Eintopfgerichte werden auf Blech serviert und alles Lun der „Passagiere“ geschieht nach Tagesbefehl. Nur Leben im Zeichen todesverachtender Pflichterfüllung.

Wenn einmal die Uberschwänglichkeit des Salons und die Nüchternheit des Mannschaftsraumes sich auf der Mittlern finden werden, — wenn einmal bloß Komfort, nicht Luxus, ausschlaggebend ist, dann wird ein Schiff schön sein. Und wenn seine Passagiere weder programmatischem Vergnügen noch kommandierter Zucht zu folgen haben werden, dann wird es eine gute, vernünftige Zeit sein.

Auf Deck gibt es ergöhlliche Momente.

Kurz nach der Ausfahrt von Le Havre in den Atlantischen Ozean werden die mannigfaltigsten Spiele getrieben: Lotto, Shovelboard, Pferderennen auf bestrichnem Linoleum usw. Die Spiele sind harmlos und auch die Geldeinsätze. Wer glücklich spielt, gewinnt einen mehrfachen Betrag, der jeweils auch richtig ausbezahlt wird! Wie es sich gehört. Nichts besonderes.

Wo aber auf dem weiten Meer beginnt Amerika? Da, wo die Schiffsmannschaft mit eindringlichen Empfehlungen die Passagiere zur Teilnahme zu einer Wette einlädt, die sich darum dreht, die Schiffsankunft in New York vorauszuraten. Sofern Naturgewalten oder der Stalom um die Eisberge nicht allzu abwegige Fahrtrichtung gebieten, fällt es dem lernbeifflenen Navigator nicht schwer, wenigstens den Ankunftsstag richtig zu bestimmen. Die gute Stunde aber, die Minute?

Indessen wäre noch wichtig zu wissen, welche Zeit als m a ß g e b e n d e Ankunftszeit Geltung haben wird. Ob die, wenn das letzte Tau ausgeworfen wird, oder die etwa, wenn die Laderampe in den Schiffsrumpf stößt, oder ob die Minute gestoppt wird, in welcher der erste Passagier ausgeschifft, mit der Fußspitze Festland berührt? Solche Fragen bleiben hängen, man setzt trotzdem. Vor New York dann, denkt angesichts der Wolkenkrager und der winkenden Menschenmenge, die die Ueberseer erwartet, kein Mensch an Wette, Einsatz, Chance und Gewinn. Gäbe es Interessenten, die ihre vermeintlich richtige

Borausage an Hand des Chronometers zu belegen suchten, dann, — yes Sir, sein Präzisionswerk würde belächelt und vom Zollbeamten „gebührend“ bestaunt werden.

Wißachte diese Chance, denn auf amerikanischem Boden endet diese Wette. Paffe dich den Verhältnissen an.

* * *

Längst steht man am Pier mit dem eigenartigen Gefühl, daß noch der Boden unter den Füßen schwankt. Weit landeinwärts zieht sich der breite Strom des „Hudson River“. Schon erkennt man das Werk eines Schweizers, die George-Washington-Brücke, die New York mit New Jersey verbindet. Plötzlich, unerwartet, sieht man sich Wirklichkeiten gegenüber, die oft zuvor so fraglich erschienen. Da wird es einem klar, wie Stahl, Eisen und Beton sich verwenden lassen. Ist es verwunderlich, daß die Statiker und Ingenieure manchem dieser Wolkenkrager überstürzte Linien verliehen haben? Ohne abzuwarten, bis der Architekt im neuen Maßstab sich zurechtgefunden hat. Deshalb oft nur die Höhe, die besticht; deshalb schüchtern aufgetragene Schärtchen und Turmauffsähen; deshalb vielleicht das Gold an den Portalen, um doch zu fesseln, wo Architektur es nicht vermag. Als ob es die Amerikanerinnen wüßten, daß die Form ihrer breitrandigen Hüte ein Stück der beschwingten Horizontalen liefern muß, die der jäh aufsteigenden Vertikalen am Wolkenkrager entgegenzuhalten hat!

Was schon der erste Tag des Aufenthaltes in dieser 8 Millionenstadt an Sensationellem bietet! Die 42te, die 5te, der Broadway werden beschritten, mit Halt dazwischen im blumenüberflorten Graben des Rockefeller Centers, wo mondänstes Publikum sich unter übershirmten Tischen an Tee, an Cleans und Caviar und andern Beckerbissen erholt. In New York gibt es ungeahnte Saft-Getränke, schlechthin Tropengold zu nennen, die für den Europäer unbefömmlich sind. Die Amerikaner leben davon und sicher ist ihr gesundes Aussehen dem reichlichen Genuß dieser Säfte zu verdanken.

Warum sich beeindruckt lassen, wenn die Herren ihre Aktenmappe an Eisenketten am Leibe tragen, wenn doch der Tag noch reicht nach Harlem und ins Chinesenviertel hineinzuwäseln. Dann endlich hotelwärts, vorbei am Cotton Club, Savoy, an Ben Mardens Riviera Restaurant, am lichtüberfluteten Haus der Ziegfeldgirls, worüber „Paramount“ in Ton und Bild der Welt berichtet.

* * *

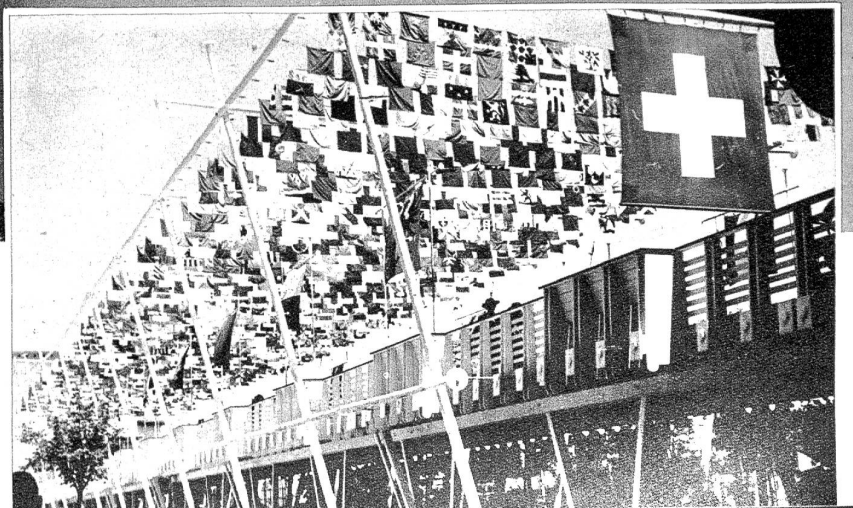
Zu gefester Zeit wären meine in den Staaten gesammelten Eindrücke wohl der Vermittlung wert gewesen. Vorab solche, die sich mit in die Zukunft gerichtetem Blick in Begegnungen mit jungen Menschen gebildet haben und unser Jungvolk interessieren könnten. Ich müßte erzählen vom Engelberger Herbert Matter, der in New York als Graphiker und Spezialist für Photomontage bei den bekannten Verlagen des „Life“ und „Harpers Bazar“ und in den Bureauq industrieller Propagandastellen hoch im Kurse steht. Ich müßte über seinen Weg berichten, den er mit ganzen 5 Dollars startete. Heute wirkt er in Verbindung mit vielen Mitarbeitern zwischen den hohen Dachzinnen der Tudor City am East River in bestens ausgestatteten Atelierräumen, deren Fenster und Terrassen eine Sicht weit über die Viertel Manhattan, Harlem, Chinatown, Bronge, Brooklyn und übers Meer gewähren.

Ich müßte erzählen vom Genfer William Vescafe, der sich als Architekt, dem Brückenbauer Ammann gleich, einen hohen



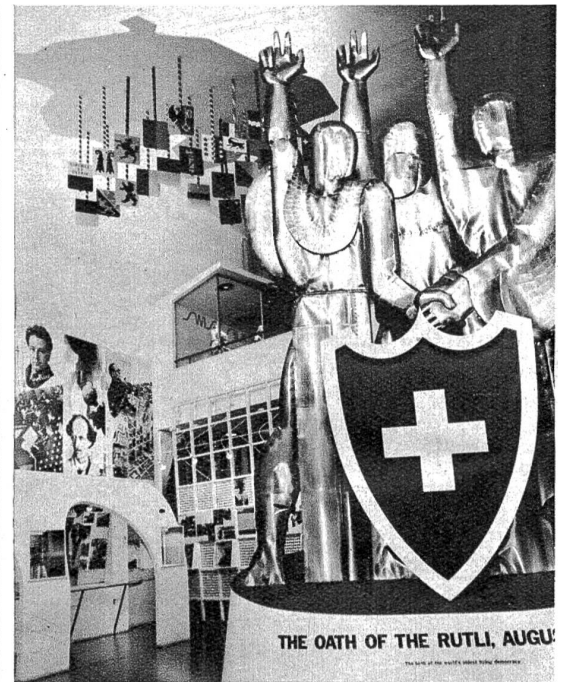
Die Stauffacherin vor dem Schweizerpavillon an der Weltausstellung in New York. Die wohlgelungene Plastik stammt von Bildhauer Léon Perrin, La Chaux-de-Fonds.

Der unvergessliche Höhenweg der LA, welcher in vielhundert Wappenfähnchen die Gemeindeautonomie als ein lebendes Zeugnis für unsere altüberlieferte demokratische Selbstverwaltung darstellte.





Der sachlich nüchterne „Höheweg“ im Schweizerpavillon an der Weltausstellung in New York — ein betonter Gegensatz zur beschwingten Ausdrucksform des Höheweges der LA, in dem zweifellos das schweizerische Vorbild für Weltausstellungen gefunden wurde.



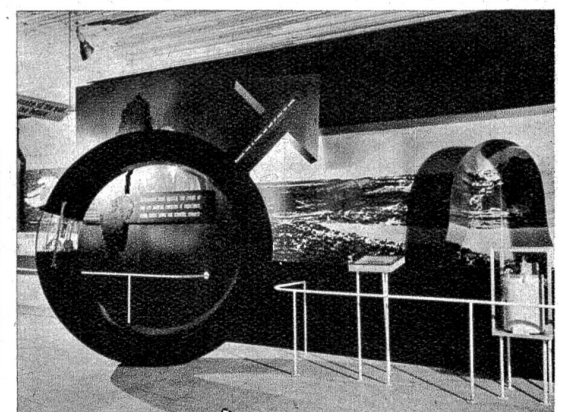
Der Rütlichwur in Blech! Ein ganz unzeitgemässer Vorwand für böse, spottsüchtige Gemüter und eine Konzession an einen gewissen modernen Kunststil, der für eine Darstellung verehrungswürdiger historischer Ueberlieferungen denkbar ungeeignet erscheint.



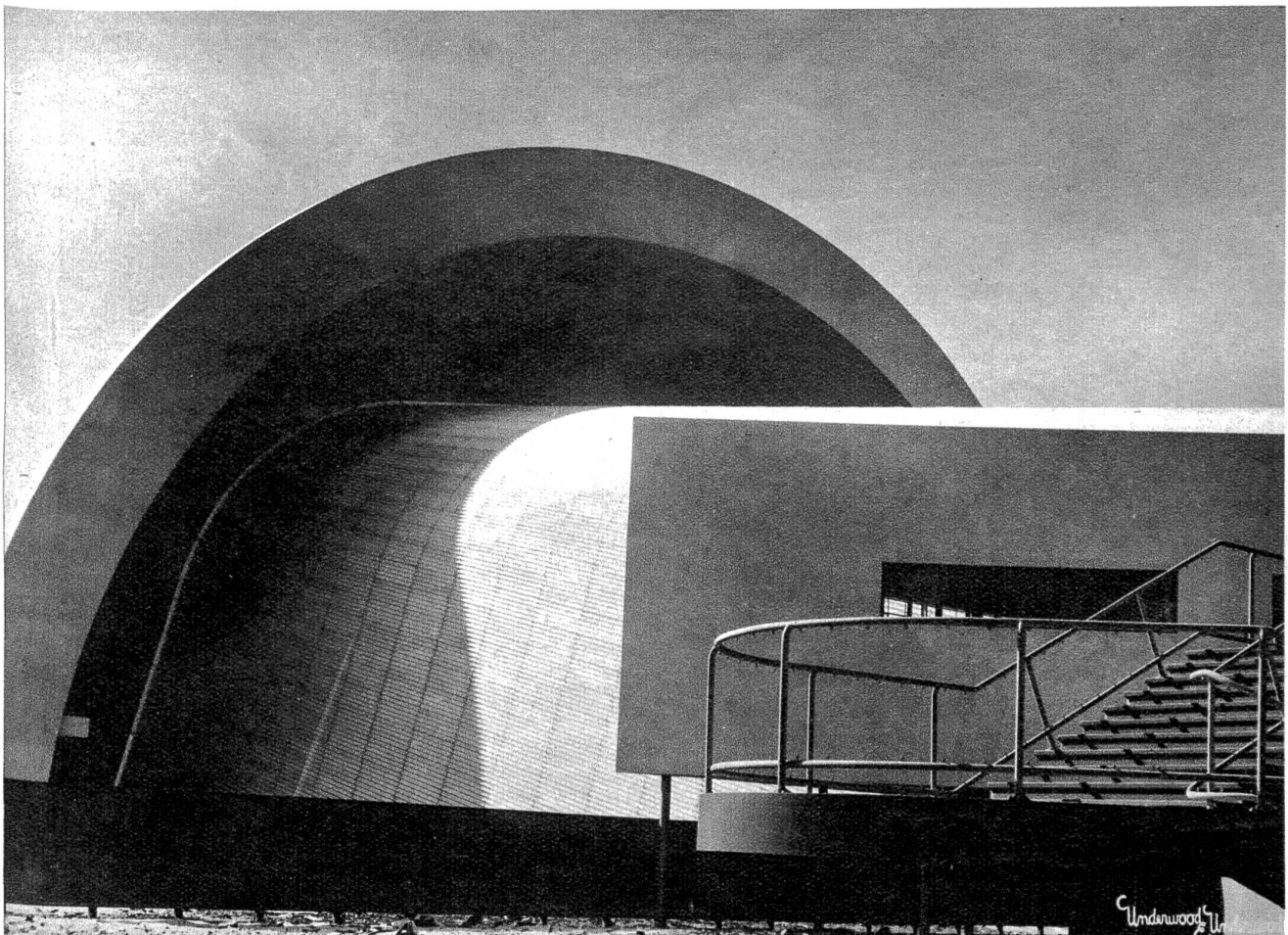
Der Schweden-Pavillon — in gewissem Sinn ein Gegensatz zum Schweizerischen. Lehrreich und zugleich zukunftsoptimistisch, werden hier die Erfolge der schwed. Demokratie (Mutter-schutz, Kinderfürsorge, Medizinalwesen, Arbeiterfrage) in Photomontagen dem Besucher vor Augen geführt oder geradezu auf suggeriert.



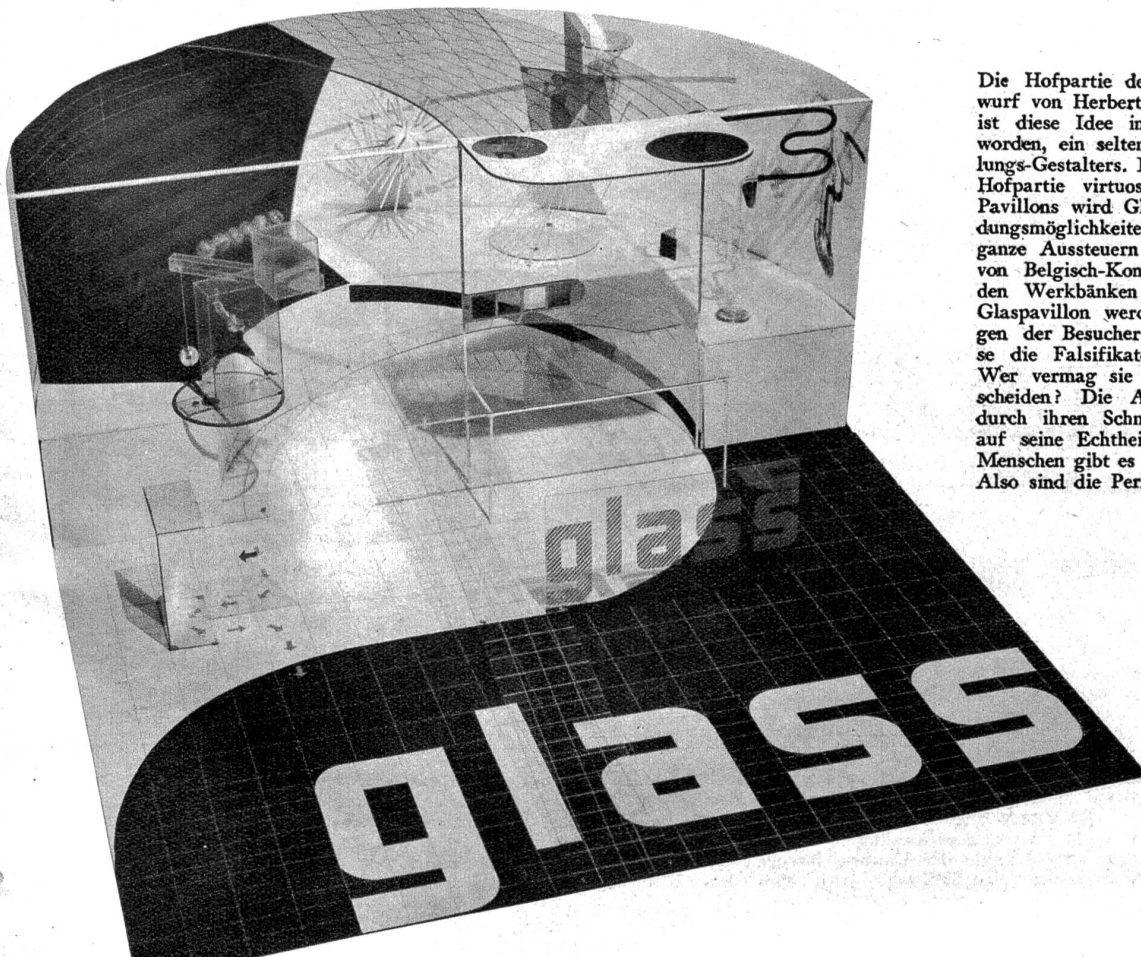
Der Ausstellungssaal für unsere St. Galler Stickerei, unseres hochwertigen Weltexportartikels. Museumshaft, starr, lassen die in Vitrinen eingeschlossenen Kleiderfiguren ohne Gesicht und Kopf den Beschauer kalt — wenn seine Aufmerksamkeit nicht überhaupt vollkommen durch die für den Amerikaner rätselhaften (und unpraktischen!) Fliegenfänger in Wappenform in Anspruch genommen ist. Die Aufmachung ist für den stets bildungshungrigen Amerikaner zu wenig interessant und zu wenig lehrreich.



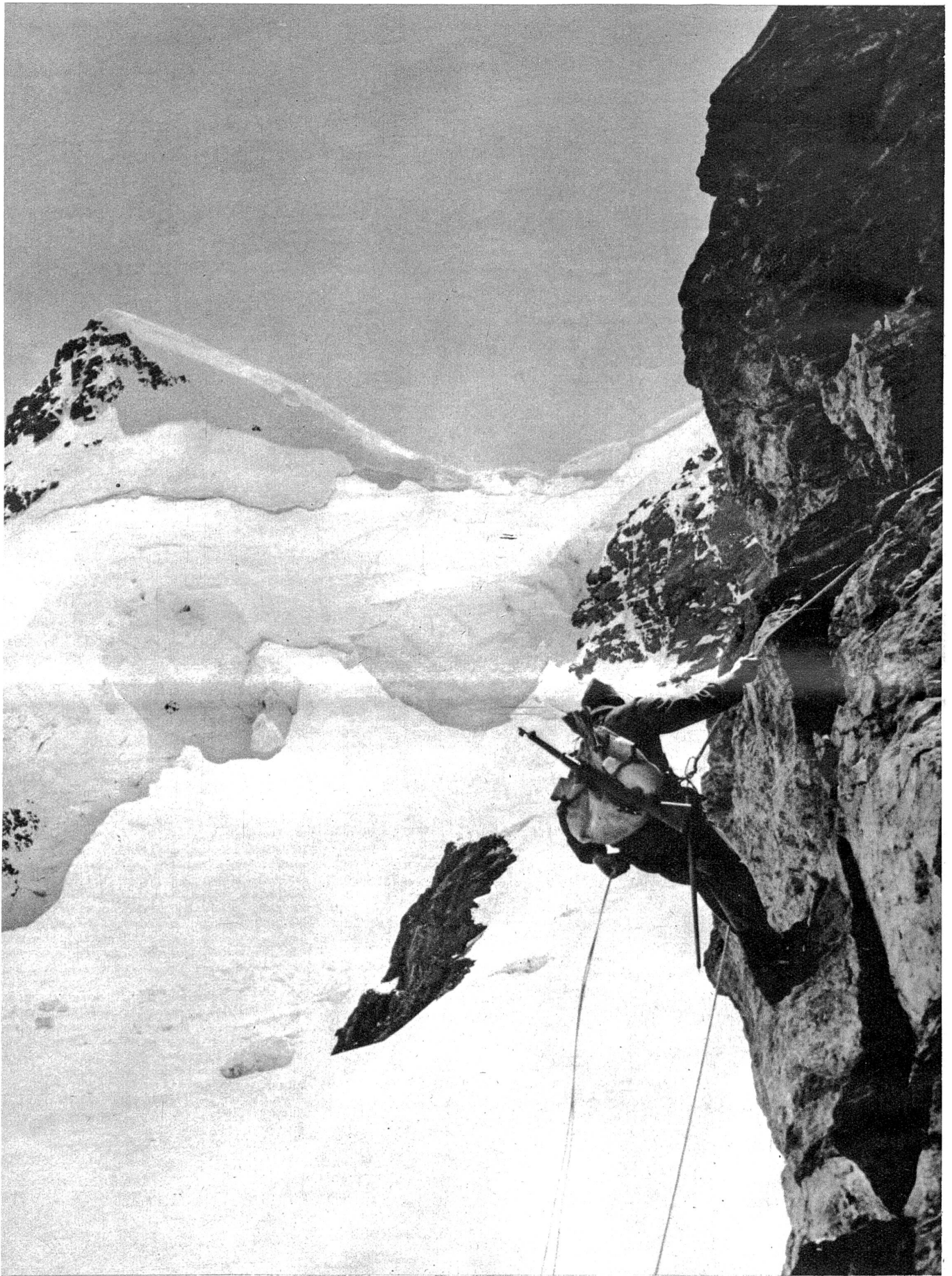
Schweden wirbt für seine Exportindustrie und seine Rohstoffe. Durchleuchtete Panoramen der schwed. Erzgrubengebiete in Verbindung mit eigenartigen blickfangenden geometrischen Figuren werben für „den bekannten und überall gekauften“ Schwedenstahl.



Das „Aviation Building“, das Haus der Amerikanischen Aviatik, wurde von einem erfolgreichen Schweizer Architekten in New York entworfen, von Architekt William Lescaze. Dieser Pavillon ist der beste in der Abteilung Verkehr an der Weltausstellung. Im Innern führen den Besucher Treppen und Rampen bis in die Führerstände der gewaltigen Clippers-Flugzeuge und zu den Bombern und Jagdflugzeugen der amerikanischen Luftwaffe. Wir dürfen stolz darauf sein, dass eines der besten und wichtigsten amerikanischen Ausstellungsgebäude von einem Schweizer entworfen und erbaut wurde. Lescaze hat auch einen Schweizer-Pavillon entworfen, der jedoch keine so glückliche und originelle Bauform aufwies wie beispielsweise dieses „Aviation Building“.



Die Hofpartie des Glas-Pavillons, Modellentwurf von Herbert Matter. Nahezu unverändert ist diese Idee in die Ausführung umgesetzt worden, ein seltener Erfolg eines Weltausstellungsgestalters. Das Thema Glas ist in dieser Hofpartie virtuos behandelt. Im Innern des Pavillons wird Glas in tausendfachen Verwendungsmöglichkeiten angedeutet. Betten, Stühle, ganze Aussteuern sind aus Glas. Im Pavillon von Belgisch-Kongo steht man fasziniert vor den Werkbänken der Diamantenschleifer. Im Glaspavillon werden vor den staunenden Augen der Besucher auf höchst raffinierte Weise die Falsifikate fabriziert, die Glasperlen. Wer vermag sie später von echten zu unterscheiden? Die Amerikanerinnen blenden oft durch ihren Schmuck. Wer prüft den Glanz auf seine Echtheit? Mit Vorurteilen belastete Menschen gibt es in Amerika so gut wie keine. Also sind die Perlen alle echt.



Unsere Soldaten im Reich der Viertausender! Hochgebirgsausbildung im Sommer. Der General hat bekanntlich schon kurz nach der ersten Mobilmachung im September 1939 den Befehl zu einer auf breiter Grundlage aufgebauten Ausbildung unserer Truppen der Gebirgsfront ausgegeben. Nach den hervorragenden Kursen für die Winterausbildung sind bereits die Kurse für die Hochgebirgsausbildung gefolgt. Das ganze, lange Ausbildungsprogramm basiert auf den langjährigen Erfahrungen und Erkenntnissen moderner Hochgebirgstechnik unter klarer Berücksichtigung der militärischen Notwendigkeiten, und den einzelnen Klassen, stehen als Lehrer die wägstes und besten Bergführer in der Uniform ihrer Einheit vor. Unsere Aufnahme zeigt einen der Klassenlehrer, der mit voller Gebirgspackung das Abseilen über eine Steilwand hoch über dem Gletscher demonstriert. — Zensur Nr. VI Y 4864

Ruf erarbeitet hat; vom Berner Farmerpaar Johann Schwarz aus dem Staat Indiana, das alle Wochen seine Wagenladungen mit Hühnchen und Hähnchen zu Markte in die Metropole begleitet; vom jugendlichen Laufanner Fernand Auberjonois, der sich zum prominenten Programmanager der National Broadcasting Company empor geschwungen hat; von einem unserer wendigen Uhrenvertreter Jean Roehrich; vom Telephoningenieur Raef in New Jersey. Und mancher Junge wollte seine sieben Sachen zum Bündel zusammentragen, um zu versuchen, denen nachzufolgen, deren Anstrengungen so von Erfolg gekrönt sind.

Wenn in diesem Herbst die Tore unseres Pavillons an der Weltausstellung in New York geschlossen werden, beschließt die Schweiz ein Kapitel Auslandpropaganda, das in Gestalt und Inhalt wenig erhabene Momente vorzutragen hatte. Muß ein solches Urteil nicht fast Zweifel rufen, wo doch in Zürich jeder Pavillon zum Gesamteindruck seinen guten Teil beitrug? Es muß aber berücksichtigt werden, daß es eine unvergleichlich schwerere Aufgabe ist „eines Volkes Sein und Schaffen“ in einem einzigen Pavillon so zu vereinigen, um in dieser gedrängten Form klar und deutlich das zu sagen, was uns wichtig, — das nahe zu bringen, was uns groß und heilig ist. Wozu brauchten die Schöpfer unserer Höhenstraße der komischen Erneuerungssucht Konzessionen zu machen, wo sie durch ihre Tat den Beweis erbrachten, daß die Gesinnung der Erneuerung bedarf? Besser versteht ein solches Wort ein Volk von Hirten, als ein Volk von Juristen. Auf das Ausstellungswesen bezogen: Besser ein Werk von ursprünglicher „Naivität“ vorzustellen, als Halbheiten im schlechten Gewand des Mercantilismus. Ich werde noch eindeutiger verstanden, wenn ich im Schweizer Pavillon die Frage stelle, ob jenes ein- und ausgebaute Blech zu unsern Landesprodukten gehört, dem es tatsächlich vorbehalten war den Rüttelschwur dazustellen. Und wie zeigen wir die großen Nachfahren dieser Drei:

Pestalozzi, Rousseau, Dunant, Holbein u. a. Unrühmlich,

im Gegensatz zur Bedeutung dieser Männer. Auch die Amerikaner fabrizieren Uhren und zeigen diese im Elgin Palace. Hätten sie wie wir Prachtsstücke auszustellen, ich wollte sehen in welchem Rahmen dies geschähe. Unsere Paradesstücke aus den Händen der bekanntesten Präzisionsarbeiter der Welt, die Uhr Papst Benedikt XV., oder die des Zaren Nikolaus, liegen zu bescheiden da. Es gibt glücklicherweise Momente in unserem Pavillon, an denen sich die Amerikaner freuen können. Die Ecke Tourismus von Herbert Matter gestaltet, wirbt witzig und spitzig. Die Stimmung im Restaurant, wo unsere Spezialitäten guten Zuspruch finden, ist oft so, wie ehemals in Dörfli's Grotto oder Waadtländerstube.

Ueber der „Welt von Morgen“ stand das folgende große Wort: „Von allem Anfang an fühlten wir, daß die Weltausstellung im Zeichen demokratischer Grundsätze, der Zukunft gewidmet werden soll. Wir vermitteln den Traum von einer Welt von Morgen, ein Bild der Freiheit und Unabhängigkeit der Menschen, der Klassen und der Nation. Wir sind bestrebt, den Weltfrieden zu fördern ... Gewisse Dinge, an welche Sie gewöhnt sind, werden sie in der Welt von Morgen vermissen: Die schmutzigen Gassen und die Kriminalität, die sonnenlosen, lärmigen Straßen, die schlechte Luft und Neid und Haß unter den Bewohnern. Alle Leute brauchen nicht klug zu sein. Sie haben Zeit zur Pflege ihrer Steckenpferde. Die Bestellung des Gartens aber wird nicht mehr als Steckenpferd bezeichnet werden können ...“

Gewiß, der Mensch kennt Ideale. Aber wie lauter solche im Slogan über die Menschen geschüttet werden müssen, umso unglücklicher ist die Zeit in der sie leben. Der Weltausstellung in New York war kein Erfolg beschieden. Und zu Hause begann Europa wieder einmal mehr sein Steckenpferd zu reiten, mit einem neuen Krieg.

Der Höhenweg in Zürich hat still und eindrücklich für Ideale geworben, an die man sich immer besinnen muß. Hauser.

Als Werkingenieur in Südafrika

Der Werkingenieur in einer kontinentalen Fabrik hat eigentlich eine goldene Zeit gegenüber uns in Südafrika! Ist ihm seine größte Sorge die Stifte, so vermehren sich die Sorgen bei uns um ein Erkleckliches!

Der Eingeborene kennt keine europäische Disziplin, kennt keine Exaktheit in der Ausführung seiner Arbeiten, führt die Anordnungen, die er erhält, nur dann richtig aus, wenn er weiß, daß man ihn kontrolliert, und es ist äußerst schwer, ihn aus seinem beschaulichen Tempo heraus zu bringen.

Morgens 7 Uhr geht die Sirene, die Arbeit beginnt. Die Arbeit an ca. 20 europäische Arbeiter ist bald vergeben; dann sind bei 35 Neger zu übernehmen. Sie arbeiten als Helfer beim Europäer, machen alle groben Arbeiten, schleifen, schaffen das Material von einem Arbeitsplatz zum andern, streichen die Konstruktionssteile, sind der Universalhandlanger im Betrieb.

Draußen im Werkhof sind Verladungen vorzunehmen, Rohmaterial einzulagern, Probezusammenstellungen von Konstruktionen vorzunehmen; wir haben stets dabei zu sein, anzuordnen, selber einzugreifen. Nicht immer geht alles so glatt. In Hochsommertemperatur unter dem Tropenhelm schwitzend und fluchend, mit am Leibe klebenden Kleidern einspringend, schwindet gelegentlich die Arbeitslust ganz bedenklich. Und doch, das Arbeiten mit den Schwarzen hat auch seine humoristische Seite. Der schwarze Industriearbeiter ist nämlich genau so mit all den Sorgen und Nöten wie sein weißer Kollege in Europa, nur simpler, einfältiger und viel anspruchsloser.

Der Neger arbeitet langsam, und doch kann er sehr ausdauernd sein. Er hat sein eigenes System. Ueberall, wo er in Gruppen arbeitet, geben rhythmische Gesänge den Takt dazu,

auch wenn er pickelt, schaufelt oder gar im „Stepschritt“ Lasten trägt.

Freitag ist Zahltag, und zugleich ein Festtag für den Eingeborenen. Da wird gelegentlich derart gefeiert, daß am Samstag die Hälfte der schwarzen Belegschaft fehlt, sei es infolge fortwirkender Trunkenheit oder nachfolgendem Kater. Immerhin, der Schwarze hat einen Lohn, der seine Bedürfnisse reichlich deckt, ihm die Möglichkeit gibt, etwas zu sparen oder, — was normalerweise der Fall ist, ihn in Kafferbier umzusetzen. Ein Wochenlohn von 20 Franken ist das Normale, während für Ueberzeit ca. 60 Rappen per Stunde bezahlt wird.

Wenn ich Freitagabend mit der Zahltagskiste und dem Lohnbuch um die Ecke biege, erreicht die frohe Stimmung ihren Höhepunkt. Ein jeder findet plötzlich einen Rosenamen für mich, aus „Baas“ (afrikanische Bezeichnung für „Meister“) wird „Baasi“, usw., und dann geht es an das Ausrufen der Namen. Adam, Isak, Petrus, die Namen aller Apostel und Heiligen sind vertreten, nur in Form rabenschwarzer und hellbrauner Burschen. Aber auch all die übrigen gebräuchlichen Vornamen kommen vor. Der Weiße ruft den Schwarzen bei seinem europäischen Vornamen, weiß der Zulu-Familiennamen ihm gewöhnlich zu große Schwierigkeiten macht! Unter feinesgleichen ruft sich jedoch der Neger bei seinem Zulu-Familiennamen.

So teilen wir Werkingenieur Freude und Leiden mit dem Schwarzen, wir haben ihm etwas Vater zu sein, und ihn nicht wenig in seinen persönlichen Belangen zu beraten. Je mehr man mit dem Schwarzen als Mensch verkehrt, umso mehr wird er auch danach trachten, seinen „Baas“ zufrieden zu stellen.

R. Glas, Johannesburg.